Eine Frau erzählt

Autor(en): **Salus, Grete**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **14 (1958)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-961065

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

EINE FRAU ERZÄHLT*

Von Grete Salus

Zur Geschichte des Manuskriptes

Der Bericht entstand teilweise in Oederan, teilweise nach der Befreiung in den Monaten Mai/Juni 1945. Damals besuchte mich ein alter Freund, Angehöriger der Jewish Army. Ihm erzählte ich alles, was ich erlebt hatte, und er war es, der mir riet, meine Erlebnisse niederzuschreiben. Ich folgte seinem Rat und schrieb Tag und Nacht. Damals wohnte ich in Prag, im 6. Stock eines Hauses, ganz allein. Oft hatte ich auf der Terrasse vor meinem Zimmer gestanden und hinausgeschaut. Es gab keine Freunde, keine Verwandten mehr, von meiner ganzen eigenen Familie lebte nur noch mein Bruder in Israel. Das Schreiben half mir. Der Bericht blieb in der Schublade liegen. Als ich nach Israel auswanderte, nahm ich ihn mit mir. Jahre vergingen. Durch einen Zufall traf ich in Israel Graf von Spreti, heute Gesandter der Bundesrepublik in Luxemburg, der uns vor dem Kriege in Prag einige Male besucht hatte. Er bat mich zu erzählen. Da nur sehr wenig Zeit zur Verfügung stand, erinnerte ich mich des Manuskriptes und gab es ihm mit den Worten: «Da, lesen Sie.» Niemand hatte es außer meinem Bruder bisher gelesen. Durch die Vermittlung von Graf von Spreti aber werden es nunmehr viele lesen.

Auf dem Transport

Du Baum, wie schön, wie stolz, wie frei . . .

Eigentümlich, wie viele Häute der Mensch zum Schutze seiner selbst trägt. Die erste ist noch sehr empfindlich und weicht dem ersten Anhauch. Die darunter ist schon widerstandsfähiger und so fällt eine nach der anderen, bis die letzte bleibt, die ihn dann wie ein fester Panzer umgibt. Dieser Panzer umschließt aber auch schon einen anderen Menschen, denn mit jeder Haut fiel ein Stück lebender Substanz.

Wenn das Grauenhafte ganz am Anfang mit voller Wucht auf uns eingestürmt wäre, es uns unvorbereitet getroffen hätte, wären

* Dieser Bericht ist der Beilage zur Wochenzeitung «Das Parlament» entnommen. (Ausgabe vom 30. Okt. 1957), herausgegeben von der Bundeszentrale für Heimatdienst, Bonn/Rhein.

wir alle unterlegen. So konnten einige sich retten, aber welchen Preis mußten sie dafür zahlen, was sahen sie alles, was taten sie alles, wie müssen sie sich jetzt damit herumschlagen, um wieder langsam Stück für Stück den alten Menschen aus sich herauszuholen. Jetzt spüren wir erst die Wunden, die man uns geschlagen, die feste Haut ist auf einmal nicht mehr da, ja unser Inneres hat sich gleichsam nach außen gestülpt und zuckt zurück vor jeder Berührung mit dieser Welt.

Oft fragt man uns: «Habt Ihr Euch denn nie gewehrt? Ihr ward doch eine Masse gegen ein Häuflein Eurer Peiniger.»

Niemand kann ermessen, der es nicht selbst erlebt hat, was es hieß, eingeschlossen zu sein in dieses System kalter, planmäßiger Vernichtung, einer Vernichtung mit den raffiniertesten und perversesten Mitteln. Man hat uns präpariert, langsam jedes eigene Leben in uns ertötet und vor allem die Selbstachtung zerstört. Und wir waren so überzeugt: Sie können uns die Selbstachtung nicht nehmen, mögen sie tun was sie wollen. Und wir glaubten es, um das Weinen in uns zu übertönen.

Wir haben es nur allzubald an der eigenen Haut gespürt innerhalb unserer engen Notgemeinschaft. Wehren — wehren konnten wir uns nicht mehr, nicht einmal gegen unsere eigenen Leute. Ja, am Anfang dieses Weges, da hätten wir uns gewehrt, aber da war noch nichts, auf das man losgehen konnte, da hatte es noch keine Gestalt und keine Wirklichkeit. Da hätten wir noch gekämpft und wären ehrenvoll unterlegen.

Später hatte man leichtes Spiel mit uns; wir wurden Marionetten in einem fürchterlichen Puppenspiel. Wir wurden meisterhaft in Bewegung gesetzt und gegeneinander ausgespielt. Auch die Besten von uns wurden endgültig hereingezogen in dieses frevelhafte Spiel und wir halfen selbst mit an unserem eigenen Untergang. Wie wäre es denn sonst möglich gewesen, daß wir noch im Oktober 1944 ganz ahnungslos in den Tod hineingingen. Überall wußte man schon von dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, nur wir in unserem warmen Sumpf Theresienstadt wußten von nichts. Unsere besten Jungen gingen sogar ganz frohgemut; «*Aha, sie brauchen uns für die Arbeit*» war die Rede und sie spürten bereits Morgenluft. Ja, Morgenluft, aber nicht für sie, denn die wenigsten überlebten Auschwitz.

Dann gingen ihnen noch ihre Frauen nach, freiwillig und fanden dasselbe Schicksal. So gut dressiert waren wir und so wenig Arbeit machten wir unseren Peinigern.

* * *

Als wir in die Viehwaggons hineingestoßen wurden, die Türen sich hinter uns schlossen, um sich erst wieder in Auschwitz zu öffnen, griff wohl kalte Angst nach uns und entpreßte meinem Manne die Worte: «So, jetzt sind wir in der Falle.» Aber schon begannen wir uns auch dieser Situation anzupassen, schichteten fein sorgfältig die Gepäckstücke und richteten uns häuslich ein. Ganz mechanisch, gewohnheitsmäßig taten wir das; auch in einem Waggon mit 58 Menschen und Gepäckstücken vollgepreßt, mit einem Kübel zur Verrichtung der Notdurft und einem Krug Trinkwasser, fanden wir irgendwo Raum für unsere Körper. Wo viele Kranke und Kinder waren, gab es natürlich panikartige Stimmungen. In unserem Zuge waren viele Kranke und allein 300 elternlose Kinder. Ein kleines Mädchen, mit einer Puppe auf dem Rücken — so groß wie sie selbst — sah ich einsteigen, ein süßes winziges Ding.

Wir fuhren 32 Stunden, einen Nachmittag, eine Nacht und einen Tag. Im Waggon waren zwei kleine Gucklöcher und da stand immer einer, um zu berichten, wo ungefähr wir uns befänden. Wenn zufällig draußen jemand vorüberging, riefen wir mit angstgepreßten Stimmen, «*wohin fahren wir, bitte sagen sie uns, wohin wir fahren*».

Unterdessen floß der Kübel mit Unrat über, machte das Trinkwasser unbrauchbar, beschmutzte unser Gepäck und uns selbst. Unruhe wechselte mit müder Stumpfheit. Die besonders Geschickten hatten sich allmählich ein Plätzchen zum Liegen zurechtgeschoben, andere konnten kaum stehen. Einer schlief etwas erhöht über mir, ein großer, schwerer Mann, und im Schlaf fiel er immer über mich, nachdem auch ich für Minuten in einen Halbschlummer gesunken war. Das entnervte mich so (noch heute schäme ich mich dessen), daß ich anfing zu weinen, das letzte Mal während der ganzen Konzentrationshaft. Resultat, daß mein Mann um einen Platz für mich kämpfte. Immer werde ich es vor mir sehen, das arme verstörte Gesicht meines Mannes. Das mußte furchtbar für einen

Mann sein, seine Frau und Kinder so leiden zu sehen, ohne helfen zu können. Da waren Männer, die im Kriege gekämpft hatten und da waren sie doch Männer unter sich und jetzt mit Frauen und Kindern, das raubte ihnen die letzte Kraft, so daß wir Frauen oftmals die Stärkeren sein mußten.

Wenn die Gefahr von überall lauert, du nicht weißt, von wo sie kommt und wie sie aussieht, eingesperrt bist in einen fahrenden Kasten, in dem du kaum atmen kannst, wo einer den anderen fast erdrückt mit seinem Haß und seiner Körperlichkeit, da kannst du dich nur hineinflüchten in rettende Stumpfheit.

* * *

Wir fuhren durch Schlesien, was konnte das anderes bedeuten, als Birkenau-Auschwitz.

Wir wußten nur von Birkenau, daß man vom Manne getrennt und durchsucht wurde; von da ging es weiter in die verschiedenen Arbeitslager. Der Gedanke an die Trennung war bitter, war man doch schon einen langen schweren Weg gemeinsam gegangen, aber man tröstete sich, es wird nicht mehr lang dauern, machte einen Plan, wo und wie man sich nach dem Krieg treffen und Nachricht geben würde.

So hilft sich der Mensch, klammert sich an irgend etwas, verliert es, greift nach etwas anderem und erliegt immer wieder einer Selbsttäuschung, die ihn hält. Ich kann kein Heldenepos des Menschen schreiben, so gerne ich es auch täte. Ja, ich kann nur sagen, nie soll der Mensch soviel aushalten müssen, wie er aushalten kann und nie soll ein Mensch sehen müssen, wie dieses Leiden höchster Potenz nichts Menschliches mehr hat. Es gibt wohl Momente, wo sich die Menschen aneinanderklammern, einander stützen, aber nur dann, wenn alle nackt sind und nichts haben, um auch ihre Blöße zu verdecken. Da sind sie wirkliche Brüder.

Gut war es, daß die Bedürfnisse des Körpers auf ein Minimum herabgeschraubt waren, zum Teil infolge einer gewissen Disziplin, zum Teil infolge unseres Seelenzustandes. Man benützte den Kübel so wenig als möglich, aß fast nichts und empfand auch den Durst nicht allzu qualvoll. Ich sah z. B. keinen ohnmächtig werden, keinen toben.

Wir waren tief in Schlesien, sahen Breslau, Gleiwitz an uns vorübergleiten und wußten, daß nun Birkenau nicht weit sein konnte. Es war bereits dunkel, der zweite Reisetag, und wir hatten vom Kriege noch nichts gesehen. Das machte uns mutlos, da laut Theresienstädter Rundfunk die Russen nicht weit von Schlesien seien und wir die irrsinnige Hoffnung hegten, daß wir Birkenau vielleicht aus diesem Grund nicht mehr erreichen könnten.

Wir sahen nach oben abgeschirmte Lampen, fast keine Bombentrichter, hörten keinen Alarm und bemerkten von der Nähe der Front überhaupt keine Spur. Unser bemächtigte sich große Erregung, der Wunsch, heraus aus dem plombierten Wagen, zusammen mit der Angst vor dem kommenden Ungewissen brachte uns in den heftigsten Widerstreit der Gefühle. Man zog sich an, zog sich wieder aus, stritt um die Fensterplätze, suchte sein Gepäck zu erreichen, wiederholte geschlossene Vereinbarungen, gab einander Ratschläge, schaute sich an in tiefster Hilfslosigkeit.

Das Handgepäck meines Mannes fiel in den Unrat, was einen noch nie gesehenen Wutanfall bei ihm auslöste. Ich weiß es, ich fühle es noch heute, das war für mich ein Alarmzeichen, denn in mir wurde auf einmal alles eiskalt, ich erstarrte gleichsam und fühlte Gefahr, höchste Gefahr.

Es war der Brotsack meines Mannes, in dem sich die, wie wir glaubten, notwendigsten Dinge befanden. Daß man auch ohne diese sogenannten notwendigsten Dinge leben kann, das erfuhren wir später nur allzu gründlich.

* * *

Mit Besitz ist es ein eigen Ding. Als wir die erste Aussiedlung aus unserer fast normalen Häuslichkeit erlebten, da hatte ich nur einen Kummer, was wird aus meinem kleinen Kätzchen. Daß wir sonst alles zurücklassen mußten, berührte uns kaum. Wenn Menschen zu uns kamen, denen keine Aussiedlung drohte, konnten sie sich nicht genug wundern über unseren Gleichmut. Wir hatten schon so viele derartige Phasen durchlaufen, daß wir eigentlich schon nichts mehr als unseren Besitz betrachteten, ja nicht einmal uns selbst. Man wußte, man war ausgeliefert, zählte nicht mehr, war gleichsam

hypnotisiert von der eigenen Hilflosigkeit. Wenn ich mir heute verschiedene Situationen vergegenwärtige, so will es mir scheinen, daß es manchmal möglich gewesen wäre, etwas zu tun, um durchzuschlüpfen.

War man einige Monate in Theresienstadt, die ersten Aufregungen vorüber, ging dieser Ausnahmezustand des Menschen, dieses zu allem Bereitsein, langsam über in ein verhängnisvolles Streben nach «*sich sein Nest bauen*». Wenn einer in einem Massenquartier nur ein Bett bewohnte, so nahm er es in Besitz, hämmerte herum, da ein Haken, dort ein Brettchen und hatte wieder Grund unter den Füßen. Nach einigen auf dem nackten Fußboden verbrachten Nächten war er froh und dankbar ein genau ausgemessenes Brett zu besitzen, auf dem er allein liegen konnte.

Aber nicht lange, denn schon sah er die Möglichkeit einer Verbesserung, denn es gab auch kleinere Ubikationen mit mehr Bewegungsfreiheit und Komfort, wie Tisch und Kleiderkasten. Und dann Kumbals und Mansarden und höchster Traum, ein Zimmer für sich allein. Jetzt begann er um diese besseren Lebensbedingungen zu kämpfen, war so beschäftigt mit sich selbst und den Schwierigkeiten des täglichen Lebens, der Routine ihnen zu begegnen, daß er nur zu oft vergaß, wo er sich eigentlich befand und worum es ging.

Theresienstadt bedeutete schon Gefangenschaft, ausgeliefert sein, denn was waren denn diese Maßlosigkeit, Hemmungslosigkeit anderes als die Auswüchse gefangener Menschen. Im Augenblick wirklicher Gefahr zeigten unsere Leute Haltung, sogar einen gewissen Heroismus, der einen oft überraschte. Wenn aber die Gefahr nicht mehr eine unmittelbare war, dann sank das alles wieder in sich zusammen und der Mensch lebte weiter, so wie vorher, stumpf, in einer gewissen Zufriedenheit, die erschütterte.

Meist hatte er irgendeine Arbeit, die er mit großem Ernst verrichtete. Hatte er eine leitende Stellung und einen Stab von Mitarbeitern unter sich, war das Gefühl der eigenen Wichtigkeit oft tragikomisch. Nach einem längeren Aufenthalte, wenn er arbeiten konnte, immer auf dem laufenden war, hatte er wieder Kleider, Wäsche, Geschirr, eine richtige Häuslichkeit, die er nun eifersüchtig bewachte. Kam er nun in den Transport, so schleppte er das alles mit und packte Tag und Nacht. Er rechnete natürlich damit, alles

zu verlieren, hoffte aber doch und packte die weniger notwendig scheinenden Sachen in Koffer und die notwendigsten trug er am eigenen Körper und im Brotsack. Resultat, daß auf der Reise nach Auschwitz die Gepäckzahl die der Menschen weit überstieg, sie fast erstickte und eine ständige Quelle der Aufregung bildete.

Arme Menschen, gehetzte, gejagte Kreaturen. Mein Mann — Gesicht meines Mannes — letzter Eindruck — unauslöschlich eingeätzt trage ich es in mir — muß es tragen bis ans Ende.

* * *

Ein Ruck, wir hielten. An beiden Seiten des Zuges sahen wir Stacheldraht, wir waren also mitten in das Lager hineingefahren. Abgeblendete Scheinwerfer, fensterlose Baracken, keine Menschenseele, Totenstille. Wir sahen uns an, was ist das, wo sind die Menschen, alles schien uns wie ausgestorben. Es war bereits zehn Uhr nachts und wir sagten uns, daß wir wahrscheinlich noch die Nacht über in den Waggons zubringen würden und begannen uns auszuziehen und auf ein abermaliges Übernachten vorzubereiten. Da auf einmal — brach es auch der Stille. Wir hörten Waggontüren aufreißen, scharfe Befehle, ein Geschrei und Gelaufe, daß es uns kalt über den Rücken lief. Unsere Waggontür wurde aufgerissen und ein Mann in gestreiftem Anzug sprang zu uns herein. «*Gepäck und Kranke liegen lassen*», alle anderen schnell heraus, schrie er uns zu und draußen war er. Wir packten aber trotzdem unser Handgepäck und sprangen aus dem hohen Wagen.

Ankunft in Auschwitz

Schnell, schneller, schneller — noch immer gellt es in meinen Ohren, dieses Wort, das uns von nun an Tag und Nacht hetzte, vorwärtspeitschte und uns nie zur Ruhe kommen ließ.

Laufschritt — das war die Parole, im Laufschritt essen, schlafen, arbeiten und im Laufschritt in den Tod.

Es war vielleicht gut so, daß man nicht richtig zu Besinnung kam und das unmittelbar Erlebte über sich hinwegbrausen ließ wie

eine Windhose des Grauens, die einen emporwirbelte, einen fast zerriß, einen hinunterwarf in schreckliche Tiefen und doch wie ein Wunder wieder auftauchen ließ — scheinbar unverletzt.

Als wir aus dem Wagen herausgesprungen waren, schlug es auch schon über uns zusammen und wir schwammen dahin, halb bewußtlos, irgendetwas Furchtbarem entgegen, das wir nur ganz tief in unserem Unterbewußtsein empfanden. Jetzt rollte alles ab, in atemberaubender Schnelligkeit. Nur einiges blieb gleich Blitzlichtern haften, alles andere drang nicht ins Bewußtsein.

Zuerst war ich noch mit meinem Manne zusammen. Man tat und sprach Sinnloses, letztes Anklammern an etwas Wirkliches, Vertrautes. Meine Freundin verteilte Schokolade, mein Mann nahm ein Stückchen, sagte, «ich komme gleich, laufe nur mal schnell zum Wagen zurück, um meinem kranken Freunde die Schokolade zu bringen».

Das waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte, ich sah ihn zum letzten Male. Verspielt ein Leben, ein so reiches Leben war verspielt. Schokolade, so hübsch klingt das, nach Kindereinladung und Geburtstag, hier wurde es vielleicht zum schicksalhaften Werkzeuge. Durch sein Zurücklaufen blieb er bei den Letzten, Kranken.

Nicht einmal ein Kuß, ein Händedruck.

Schreie, Kinderweinen, ohrenbetäubender Lärm. Abermals ein Befehl «*Frauen und Männer auseinander*». Ein dicker SS-Mann schlug den Leuten das Gepäck aus den Händen. Eine Frau hinter mir klammerte sich wildschreiend an ihren Mann, bis ein SS-Mann sie brutal auseinanderriß.

Dabei wußte man doch gar nichts, wußte nicht, wie nahe man dem Tode war.

* * *

Da stand er vor uns, der über Tod und Leben entschied, der schöne Teufel «*Dr. Mengelen*».

Er stand da, wie ein liebenswürdiger, eleganter Tanzmeister, der eine Polonaise dirigiert.

Links und rechte und rechts und links zeigten seine Hände mit einer beiläufigen Geste. Leicht, graziös war die Atmosphäre um ihn, stach wohltätig ab gegen die brutale Häßlichkeit der Um-

gebung, besänftigte unsere aufgepeitschten Nerven und nahm dem Ganzen jede Bedeutung.

Nur ein gutbezahlter Mörder, folgsamer Diener seines Herrn, war er doch ein wahrhaftes Symbol dieser abgrundtief verlogenen Verderbtheit des Systems.

Ein guter Schauspieler? Ein Besessener? Ein kalter Automat? Nein, ein Meister in seinem Fache, ein Teufel, der mit Lust am Werke war.

Vorzustellen — welche Macht, welches Amt —? Herr über Leben und Tod — mit einer Handbewegung ausgelöscht — mit einer anderen — Geschenk, Leben.

Nichts, nichts, das einen warnte, kein Engel stand hinter ihm. Ganz gleichgültig — ein Werkzeug des Meisters — gingen die Menschen nach rechts oder links. Manchmal wollte eine Tochter die Mutter nicht lassen, aber die Worte «*Ihr seht Euch ja morgen*» beruhigten sie vollkommen.

So gingen die Menschen nach links, nach rechts — diese kleine Schwenkung vom Leben in den Tod — ganz automatisch, auf das Geheiß einer Hand.

Nach rechts gingen viele, ach, so viele ins Nichts — auf die andere Seite. Nach links gingen wenige, so wenige — auf die gute Seite.

* * *

Ich selbst stand plötzlich vor irgendeiner Holzschranke, mußte ganz verfallen und verschreckt ausgesehen haben — wie gewöhnlich mein Gesicht wieder einmal unbestechlicher Spiegel meines Seelenzustandes —, da stand ein großer, gut aussehender SS-Mann vor mir, der mir intensiv ins Gesicht schaute. Er fragte mit suggestiver Herzlichkeit «*sind Sie krank?*». Ich antwortete ganz spontan «*wieso kommen Sie darauf?*». Eine eigentümliche Reaktion, Frage mit Frage zu beantworten, noch dazu einem gefürchteten SS-Manne gegenüber, in einer Wortstellung, die sonst nicht meine Art war.

Darauf eine Handbewegung nach links, und in diesem Moment — vielleicht in einem Moment des Zögerns — zog mich auch schon meine Freundin zu sich hinüber.

Meine Hand zittert, mein Herz klopft bis in den Hals hinein,

Schauer überlaufen mich, wenn ich das jetzt ganz bewußt und wissend, ach, nur allzu wissend, niederschreibe.

Ich fragte oft Menschen, die dasselbe erlebt, nach ihren Eindrücken bei ihrer Ankunft in Auschwitz. Die Mehrzahl konnte nicht viel darüber erzählen. Fast alle sagten, wir waren ja ganz verblödet und halb betäubt, wie wenn man uns auf den Kopf geschlagen hätte. Sie empfanden alle das Licht der Scheinwerfer quälend, den Lärm unerträglich, Dr. Mengelen als schön und sympathisch.

Am Scheidewege fühlten sie gar nichts. Einzelne, die bereits auf der «*anderen Seite*» waren, sahen einen Freund auf «*der guten Seite*», und nur diese Tatsache allein bewog sie, ganz unbehelligt hinüberzugehen.

* * *

Wir erfahren es heute noch, daß dies alles, was damals den Juden geschehen ist, auch jetzt noch in vielen Ländern nicht geglaubt wird, obwohl doch die Zahlen schwarz auf weiß nur eine allzu deutliche Sprache sprechen. Man will es nicht glauben, die Konsequenzen, die man aus diesem Wissen ziehen müßte, wären zu einschneidend und beschämend. Die sechs Millionen Menschen sind eben nicht mehr, und es sieht so aus, als wenn man in einiger Zeit leugnen würde, daß sie jemals existiert haben.

Mit unserem Transport gingen ebenfalls geschlossen elternlose Waisen — auch Mischlinge —, deren Eltern in Konzentrationslagern oder im Ausland gestorben waren; der Rest der Theresienstädter Kinder, was zurückblieb, war ein verschwindend kleiner Teil.

Es waren Kinder bis zu 16 Jahren — 16 Jahre, das war die Grenze nach unten, 45 Jahre die Grenze nach oben. Sie waren von vornherein für die Vernichtung bestimmt. Sonst hing eine solche Sortierung nur von einer ungefähren Schätzung ab, denn unter uns geretteten Frauen waren einige 12- und 14jährige Mädchen und zwei Frauen über 50 Jahre. Sie überstanden auch glücklich die zwei folgenden Selektionen, die Kinder, weil sie ziemlich entwickelt, die Frauen da sie jünger waren und sehr gut aussahen.

Von den 300 Kindern und den sie begleitenden Erzieherinnen überlebte keines Auschwitz. Wie viele verzweifelte Eltern werden sie heute suchen und immer noch hoffen. Die Menschen im Ausland

hoffen immer noch, glauben an irgendein Wunder der Errettung. Wir, wir hoffen nicht mehr, für uns ist es Gewißheit, daß es auf der anderen Seite kein Entrinnen gab.

Von unserem Transport blieben 200 überlebende Frauen in Auschwitz, demgegenüber die Zahl von nur 45 Männern. 1800 Menschen waren wir nach Auschwitz gekommen, 245 wurden dazu bestimmt, vorläufig, so lange Verwendung, zu leben, die anderen wurden liquidiert.

Hier gibt es Gas!

Ich fand mich in einer Gruppe von Frauen; meinen Brotsack hatte ich noch immer bei mir. Meine Freundin hielt mich fest an der Hand gepackt, als wenn sie noch immer Angst hätte, daß ich davonlaufen könnte. «Wir bleiben zusammen», sagte sie zu mir, und so blieb es auch während unserer ganzen KZ-Haft. Dieses Zusammenhalten hat uns beiden viel Kraft gegeben und uns über vieles hinweggeholfen. Sie hielt körperlich viel mehr aus als ich, hatte in schwierigen Situationen ein gewisses Phlegma, das mich oft unduldsam machte, mich aber vor vielen Übereiltheiten bewahrte. Freilich war dieses Phlegma nur eine Schutzschicht über einem allzu verletzbaren Stolz. Oft sah ich sie in heißem Zorn entflammen, wenn man ihn allzu rauh berührte, oder wenn man mir zu nahe trat.

Und daß sie mich so fest an den Händen hielt, das war ein Glück, denn schon begannen mich Zweifel zu bestürmen, ob es richtig gewesen sei, daß ich auf diese Seite gegangen war. Den ganzen Weg über sprach ich von nichts anderem — er hat mich so lieb und menschlich angesehen — als ob er mir in den Mund legen wollte, daß ich sage — ja, ich bin krank —. Vielleicht ist auf der anderen Seite das Familienlager, und ich wäre dort mit meinem Manne beisammen. Ich sprach so lange davon, daß mir meine Freundin schon ungeduldig antwortete — «nun bist Du schon hier bei uns, kannst es momentan nicht ändern und weißt auch nicht, wozu es gut ist — also belaste Dich nicht mit müßigen Erwägungen».

Mein Brotsack war sehr schwer, und ich konnte ihn kaum schleppen. Die Nacht und die zwei Tage im Viehwagen und ein

quälender Durst machten sich bemerkbar. So gingen wir vielleicht eine halbe Stunde oder mehr, flankiert von Feldpolizei, eine trostlose Straße entlang, mit Draht eingezäunt, dahinter Baracken, die von keinem Leben zeugten. Die uns begleitende Feldpolizei waren junge Burschen, scheinbar neu, denn sie hatten noch nicht die routinierte verächtliche Art der anderen. Einige Mädchen unterhielten sich mit ihnen, fragten sie vor allem, «wohin gehen wir, wo sind die anderen» und dergleichen. Das wurde vorschriftsmäßig und leichthin beantwortet. Immer noch glaubten wir, in ein Ghetto zu kommen, bis uns einer von der Begleitmannschaft aufmerksam machte: «*Achtung, immer in der Mitte der Straße bleiben, nicht an den Draht kommen, Lebensgefahr!*» Da wurden schon Zweifel laut, wie: «da geht es schon schärfer zu», oder «*Konzentrationslager*». Die letzte Vermutung wurde entrüstet von den meisten zurückgewiesen. Hie und da fuhren geschlossene Riesenlastkraftwagen an uns vorüber, denen wir überhaupt keine Bedeutung beimaßen. Später erfuhren wir, daß so Menschen aus dem Lager ins Gas gebracht wurden. Wir waren müde und überwach und versuchten uns vorzustellen, was jetzt kommen und wie dies hier alles aussehen wird. Diese geladene Stille, keine Menschenseele weit und breit, bedrückte uns sehr. So stolperten wir schweigsam weiter, bis es plötzlich hieß «*Halt*». Wir hatten gar nicht bemerkt, daß wir vor einem größeren Gebäude angelangt waren.

Schon wurden die Türen geöffnet, und wir befanden uns in einem großen Vorraum. Wir erschraken, denn da waren eine Menge SS-Leute und andere Frauen und Männer in gestreiften Kleidern. Bevor wir uns auch nur umsehen konnten, hieß es, schnell die Kleider herunter, nichts anbehalten, die Schuhe in die Hand.

Vor den Männern uns ausziehen, zögernd sahen wir uns an, aber schon sprangen die Gestreiften auf uns zu und rissen uns die Kleider vom Leib. «Schnell, schnell», hetzten sie uns, so daß wir mit fliegenden Händen alles von uns warfen. Ich hatte eine kleine silberne Theresienstädter Münze um den Hals; ich gab sie einer der Gehilfinnen mit der Bitte, sie mir aufzuheben, da es ein teures Andenken sei. Sie lachte höhnisch und geiferte: «Jetzt brauchst Du keine Andenken mehr.» Und ich erlebte zum erstenmal diesen bitteren Haßton, der mich ansprang wie ein wildes Tier.

Ich konnte unterdessen meine Schuhe nicht mehr finden, schöne rotbraune Sportschuhe, vielleicht das einzige, was wir behalten durften.

Nun mußten wir geradestehen, eine ganze Front nackter Frauenleiber, eine drängte sich an die andere, zitternd und noch voll tiefer Scham. Die SS-Männer musterten uns von oben bis unten, wie man eine Ware abschätzt. Dann mußten wir langsam an ihnen vorüberziehen; manche, die mager waren, Ekzeme hatten oder überhaupt nicht intakt schienen, wurden von einem SS-Mann, dem Arzt, herausgeholt und mußten beiseite treten. In einigen von uns erwachte ein gewisser Trotz, die mußten nicht sehen, wie gedemütigt wir uns fühlten. Sie strafften sich und gingen aufrecht und frei an ihnen vorüber, als wenn es gar nichts wäre. Man war wieder einmal entschlossen, komme was komme, stoisch zu ertragen.

Wir kamen in einen anderen Raum, da saßen Kameradinnen auf Sesseln, doch welch ein Anblick, eine Kopfhälfte war bereits kahl, und über die andere sauste unbarmherzig die Maschine. Fast eine jede von uns flehte: «nicht ganz kahl, bitte nicht ganz kahl». Als wir aber sahen, daß nichts uns helfen könnte, trösteten wir uns gegenseitig mit den Worten: «Die wachsen ja wieder nach» und dergleichen. Wir lachten sogar, ein sehr ersticktes Lachen, aber wir lachten. Um Gottes willen, wie sahen wir aus. Wir fragten uns: «Wer bist Du?», und dann war's eine gute Bekannte. Wir sahen aus wie die Affen. Es waren so schöne Frauen unter uns; mit dem Haar war alles dahin. Wie ich sie mir alle so ansah, fand ich die Kopfformen nicht sehr schön. Bei meiner Freundin konstatierte ich eine etwas spitze Kopfform, worüber sie sehr beleidigt war. Gut war es, daß man sich selbst nicht sah, so konnte man sich damit trösten, daß man vielleicht besser aussehe. Vor uns lag ein Berg von Haaren in allen Farbschattierungen, traurig lagen sie da, alle die schönen langen Locken.

Dann gingen wir in einen anderen Raum, da waren Becken mit einer ätzenden Flüssigkeit, in die alle ausrasierten Stellen hineingetaucht wurden, das gab Brandmale, die wir noch lange als Andenken an uns trugen. Fortwährend gingen SS-Männer und Frauen durch die Räume und kontrollierten mit verächtlichen Blicken. Plötzlich Geschrei; eines der gestreiften Mädchen bekam

Ohrfeigen von einer Obergestreiften, eine deutsche Aufseherin mit der Peitsche stand daneben. Wir waren nicht genügend ausrasiert. In die nötige Positur gestellt und unter hysterischem Geschrei und unflätigem Geschimpfe wurde diese Prozedur noch einmal an uns vollzogen.

Manche von uns keuchten vor Wut und wären ihnen am liebsten an die Kehlen gesprungen. Wir taten nichts, denn schon hatte uns diese furchtbare Maschine in ihren Fängen. Wir waren aber noch immer ungebrochen, diese auf- und absteigende Skala der Gefühle zeugte dafür. Meine Freundin sprach sehr laut und viel, ein Zeichen ihrer großen Erregung.

Wir gingen noch an verschiedenen Tischen vorüber, wo uns Eheringe und Ohrringe abgenommen wurden; wenn sie nicht heruntergingen, wurden sie abgefeilt. Ich hatte ein Stückchen Seife in der Hand; das brachte ich durch bis in das Konzentrationslager in Deutschland. Es war mein köstlichster Besitz; einmal in der Woche wusch ich mich damit.

Im wahrsten Sinne des Wortes nackt, betraten wir den Duschraum. Ich weiß nicht wie, auf einmal tauchte das Wort «Gas» auf. Irgendeine der Gehilfinnen mußte etwas erzählt haben, und nun stammelten einige mit versagenden Stimmen: «Hier gibt es Gas.» Ich sagte mir, hier im Duschraum gewiß nicht, dazu laufen zu viele Deutsche herum, und stellte mich ruhig unter die Dusche.

Nach der Dusche mußten wir naß, wie wir waren, in einen anderen größeren Raum eintreten. Es war empfindlich kalt. Die Türen standen offen. Es herrschte reger Betrieb. Deutsche gingen ein und aus, wie in der Halle eines großen Hotels. Wir nackt, frierend aneinandergepreßt, ein jämmerlicher Anblick. Als ich mich so umsah, griff es mir ans Herz, und ich fühlte ein starkes Gefühl in mit emporwallen.

Eine Masse zerlumpter Weiber

Hinter mir stand ein schwaches Geschöpf — sah aus wie ein gefangenes Mäuschen — das sich kaum auf den Füßen hielt; sie wimmerte vor sich hin, sterben — sterben. Ich selbst benahm mich lächerlich. Ich sagte immerfort, du, ich darf jetzt keinen Hexen-

schuß bekommen, hüpfte wie eine Wahnsinnige herum und massierte die bedrohten Körperstellen.

In der Mitte des Saales stand eine deutsche Aufseherin und verteilte unterdessen Kleider, Holzpantinen, Strümpfe und Kopftücher. So standen wir endlos lange, bis die Reihe an eine von uns kam. Sommerkleider — eine fantastische Kollektion farbiger Lumpen. Strümpfe — keine bekam das gleiche Paar. Einen weißen und einen roten Strumpf und das Schlimmste, auch nur einen einzelnen Strumpf. Ich war unter den Einstrümpfigen. Als Kopftücher gab es Bauchbinden, Kniewärmer und dergleichen.

Wir waren eingekleidet, wir schauten uns an — stumm — sprachlos. Jetzt waren wir Masse, zerlumpte Weiber, keine unterschied sich von der anderen. Noch kränkte es uns sehr, daß wir so aussahen, und alle hatten wir denselben Gedanken, gut, daß uns unsere Männer so nicht sehen.

Unter den Gehilfinnen tauchte ein gut gekleidetes Mädchen auf — eine Pragerin —; bewundernd und wehmütig betrachteten wir ihre langen Haare. Sie tröstete uns, daß wir als guter Transport — Ia Material — vor Abgang in das Arbeitslager noch einmal besser eingekleidet würden. Wir fragten sie, wie es käme, daß sie so gute Kleider und keine gestreifte Uniform trage und vor allem noch so lange Haare habe. Sie erzählte uns, daß sie schon in mehreren Konzentrationslagern gewesen, schon lange hier sei und aus diesem Grunde eine bevorzugte Stellung bekleide. Wir verstanden nichts von alledem und schauten uns fragend an.

Ja, wir sollten uns noch oft wundern über diese Widersprüche, und es dauerte lange, bis wir begriffen, daß auch dieses System Lücken hatte, Möglichkeiten der groteskesten Art offenließ. Es mußte wahrscheinlich so sein, denn solange etwas vom Menschen gemacht wird — ich will sie hier Menschen nennen — ist das glatte Gelingen immer eine problematische Sache. Menschen, die durch lange KZ-Erfahrung und in der Erkennung dieser Schwächen einige Routine hatten, konnten allerhand für sich und die anderen tun. Natürlich waren das nur so Kleinigkeiten; das Grundprinzip blieb davon unberührt. Wir Überlebenden sind der Beweis für die nicht ganz abgerundete Rechnung, die Millionen Hingemordeter aber der Beweis für die Einhaltung des Grundprinzips. Wir sollten ja nicht

mehr existieren. Der Befehl lautete: «*Nicht lebend in die Hände der Alliierten fallen lassen*», daß wir es doch überlebten, verdankten wir verschiedenen technischen Schwierigkeiten, die sich den Deutschen in den Weg legten. Unser zukünftiges Arbeitslager sollte z. B. beim Anrücken der Amerikaner nach Mauthausen zum Vergasen gebracht werden — so lautete der Befehl aus Flossenbürg, dem wir unterstanden —. Durch Kompetenzstreitigkeiten zwischen Oberaufseherin und Oberscharführer verzögerte sich unser Abtransport um einige Tage, und da die Straßen bereits blockiert waren, erreichten wir diesen unseren Bestimmungsort nicht mehr.

Wir wollten die Pragerin — irgendwie Gruß aus der Heimat — noch vieles fragen, aber schon hieß es «Weitergehen».

Nun kamen wir abermals in einen großen Saal. Wir sahen uns an, wußten nicht, ob wir uns setzen durften. Einige faßten sich ein Herz und setzten sich nach einigem Zögern auf den Boden. Wir waren zum Umfallen müde, doch befanden wir uns immer noch in dieser eigentümlichen Wachheit, wie bei einem Wachtposten, dem bereits die Beine den Dienst versagen, dem aber die Pflicht gebietet, um jeden Preis auf seinem Posten auszuharren. Bei uns war es mehr als nur dieser Befehl von innen; eine unerträgliche Spannung ließ uns auch nicht für einen Moment einschlummern. Manche versuchten es trotzdem, legten sich lang hin auf die Erde, aber ich glaube, daß es keinem gelang.

Diese Spannung hielt uns die ganze Zeit unseres Auschwitzer Aufenthaltes über aufrecht. Sie ließ uns nicht krank werden — ein unerforschtes Geheimnis psychischer und physischer Kampfbereitschaft.

Ein Hundertstel all dieser Möglichkeiten krank zu werden — übertragen in ein normales Leben — genügte, den Menschen todkrank zu machen. In der schlesischen Ebene fiel bereits Schnee, vermischt mit Regen, es lag meterhoher Kot, ein kalter Wind wehte und wir waren doch fast nackt, ohne Wäsche, nur die dreckigen Sommerkleider am bloßen Körper. Bei stundenlangen Appellen, fast ohne Nahrung, noch einmal Bad bei offenen Fenstern und immer wieder nackt ausziehen, bekamen wir auch nicht die geringste Erkältung, ja nicht einmal einen Schnupfen.

Standhafter Körper, Soldat ohne Moral, richtiger Landsknecht

in seiner Freibeuterei. Er verlangte gebieterisch sein Recht, ließ nicht so leicht locker und nahm den Menschen die Wohltat eines schnellen und leichten Todes. Einmal aufgestanden zum Kampfe, kämpfte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen erbarmungslos bis an das bittere Ende. Manche mögen denken, daß man so etwas nicht aushalten könne. Keine von uns, die wir fast alle aus guten Lebensverhältnissen kamen, hätte es sich auch nur träumen lassen, dies aushalten zu können. Freilich besaßen wir schon eine gewisse Vorschulung durch Theresienstadt und die Ereignisse der letzten Jahre, aber dies fiel fast gar nicht ins Gewicht gegenüber diesen harten und unabänderlichen Forderungen.

Schon in Theresienstadt erfuhren die Ärzte von dieser unfaßbaren, alle bisherigen Erfahrungen auf den Kopf stellenden Erscheinung. Kinderkrankheiten bekamen hauptsächlich Erwachsene. Schwere Tuberkulosen Leute, die schon längst über das dieser Krankheit gefährliche Alter heraus waren. Enzephalitis (Kopfgrippe) bekamen nur junge Mädchen und Frauen, Männer fast überhaupt nicht. Auch in Theresienstadt verloren bereits einige Frauen die Menstruation, hier aber alle.

Eine gute Freundin von mir, die in einem der berüchtigsten Frauenlager — Kurzbach — war und, wie mir Augenzeugen berichteten — dort todkrank im Revier bei der Evakuierung zurückblieb, ist, wie ich erfahre, am Leben. Ich zitiere hier ihren Brief, den ich vor einigen Tagen aus einem Krankenhaus in Schweden von ihr erhielt:

«Ich war am Tage des Aufbruches der anderen mit 40 Grad Fieber und einer Lungenentzündung im Revier, wo man den Schwerkranken versprochen hatte, uns mit Autos weiterzubefördern. Zwei Stunden nach Abmarsch der Gesunden kamen einige Wachtposten, befahlen mit Donnerstimme, uns anzuziehen und anzutreten. Es waren Gerhard, der Mistfitzenkrebs (mit diesem Wort beschimpfte er immer die Häftlinge) und der von der dritten Hundertschaft, alle drei vollkommen besoffen. Einige Mädels waren schon zu schwach, um noch aufstehen zu können, und als sich die Tür hinter uns geschlossen hatte, hörten wir von drinnen Schüsse fallen und wußten nun, wie viel es geschlagen hatte. Draußen von Autos weit und breit keine Spur, hingegen führte man uns

zum nahe gelegenen Wald, wo, was ich allerdings damals nicht wußte, ein Massengrab vorbereitet war. Am Rande dieses unseres Grabes spazierten wir ungefähr zwei Stunden hin und her. Einige Mädels wurden, da sie vor Schwäche am Wegrand sitzen blieben, vor unseren Augen erschossen, und wir erwarteten jeden Augenblick dieses Schicksal zu teilen. Dann kam aber Feldwebel Jakob, und in diesem Moment wußten wir auch, daß wir gerettet waren. Er hatte in der Zwischenzeit Breslau angerufen, um uns bis zum nächsten Ort Trachenberg führen zu dürfen. So gingen wir, glücklich über unser wiedergewonnenes Leben, diese kurze Strecke in Holzpantinen viele Stunden bis in die Nacht. Am nächsten Tage (Febr. 1945) wurden wir in offenen Kohlenwagen nach dem KZ Groß-Rosen verfrachtet. Nach Auflösung dieses Lagers kamen wir nach unbeschreiblicher Reise über Buchenwald nach Mauthausen und von dort in die Hölle Bergen-Belsen. Ich will und kann Dir dies alles nicht ausführlicher erzählen. Es wird Dir genügen, wenn ich Dir sage, daß ich während dieser Zeit vier Pneumonien, Flecktyphus, Bauch- und Kopftyphus sowie eine beiderseitige Pleuritis mit Exudat und eine Herzmuskelentzündung überstanden habe. Nach Schweden kam ich am 15. Juli mit 40 Grad Fieber, einem Lungenbefund, mit einem Gewicht von 30 kg. Jetzt habe ich mich nach wunderbarer, aufopferungsvoller Pflege so weit erholt, daß ich angeblich nur noch zur Beobachtung hierbleibe.»

Es starben viele nach ihrer Rückkehr — wußten gar nicht mehr, daß sie frei waren —, lebten nur noch Stunden. Eine Frau aus unserem Lager behielt ihren Mann genau drei Tage, dann starb er.

Ich habe Angst vor den Menschen

Männer in gestreiften Uniformen sagten uns, daß wir nun hier bis zum Morgen warten müßten. Was dann, darüber zuckten sie nur die Achseln mit der beruhigenden Antwort: «*Das weiß hier niemand!, was dann weiter mit ihnen geschieht.*» Solch rätselhafte unheimliche Antworten sollten wir noch viele bekommen. Diese Männer machten hier Dienst und sortierten die von uns mitgebrachten Kleider und andere Dinge. Immer einmal tauchte einer von

ihnen auf, in der Hand eine Hose oder ein anderes Wäschestück. Wir stürzten uns wie die wilde Meute auf ihn, um dann neidvoll auf diejenigen zu blicken, die es errangen. Ich erkämpfte mir einen Socken; so besaß ich einen Strumpf und einen Socken. Keiner von uns merkte, daß er Hunger hatte, müde war oder ihm irgendetwas weh tat. Jeder war stolz auf sein Beutestück und hatte ganz vergessen, daß er vor einigen Stunden noch etwas mehr besaß. Es gab natürlich welche, die sich an all dem nicht beteiligten, verzweifelt oder apathisch am Boden hockten. Eine Kameradin brach zusammen; sie hatte infolge all dieser Strapazen und Aufregungen einen Abortus, durch den sie zu all dem Leid noch viele Schmerzen ertragen mußte. Letzten Endes rettete er ihr aber das Leben. Drei schwangere Kameradinnen kamen später nach Bergen-Belsen, wo sie und die Kinder starben.

Eines der Mädchen schrie auf: «*Unsere Männer.*» Und so war es, durch die Glastür, die zum Vorraum führte, sahen wir Männer unseres Transportes. Jede drängte zur Tür, die, die nicht sehen konnten, fragten die Vornestehenden, drängten und drängten und drohten so die Türe einzudrücken vor lauter Eifer. Einigen gelang es auch hinauszugelangen und mit den Männern — sogar mit dem eigenen Manne, einige Worte zu wechseln. Ich konnte meinen Mann nicht entdecken. Wir trösteten uns damit, daß die anderen eben noch im Bade seien. Schon stellte sich eine Wache vor die Tür und verstellte uns jede Sicht. Eine der Frauen weinte bitterlich; ihr Mann hatte sie nicht erkannt. Später behaupteten einige, meinen Mann unter den anderen gesehen zu haben, und diese Behauptung gab mir für die kommende Zeit viel Kraft.

Und wieder große Unruhe und Bewegung: «*Gas.*» Sie werden uns hier vergasen. Von wo es kam, wer es sagte, niemand wußte es und unter dem Drucke dieses zermürbenden Wartens verdichtete es sich zu würgender Angst. Auch ich wurde anfänglich davon ergriffen. Ich sah mich um, suchte nach irgendeinem Anhaltspunkt für diese Gefahr. Ich hatte keine Ahnung, wie so etwas gemacht wird, stellte mir aber vor, daß dies in einem ganz luftabgedichteten Raum vor sich gehen müßte, hier aber gab es nur große Fenster, die ins Freie führten.

Gas, auch ich erwog die Möglichkeit, daß von außen eventuell

eiserne Verschlüsse in Aktion treten könnten, die alles abdichten. Eines fühlte ich ganz deutlich, du mußt auf alles gefaßt sein und die letzten Konsequenzen aus diesen Erscheinungen ziehen, und so fühlten auch die meisten von uns. Natürlich hatte das Ganze auch hier etwas Bedrohliches und außerdem, so viel Erfahrung besaßen wir leider, konnte man nie wissen, was sich hinter einer scheinbar eindeutigen Handlung versteckte. Zum Teil war es natürlich Psychose, Zwangsvorstellungen Gefangener, hauptsächlich aber Angst.

* * *

Wie war es in Prag gewesen?

Es wurde plötzlich das Ausreiseverbot für jüdische Ärzte erlassen, und es sah wirklich so aus, als wenn sie vor Deportierung geschützt wären, um, wenn nötig, für deutsche Zwecke eingesetzt zu werden. Auf einmal — nur Ärztetransporte. Viele flüchteten in die Krankenhäuser, um geschützt zu sein. Resultat: bei einem Transport waren sie geschützt, in den nächsten kamen nur Kranke.

Theresienstadt: Als hundertprozentiger Schutz galt eine Kriegsauszeichnung und Kriegsinvalidität — Haupttreffer —. In einen Transport kamen nur Kriegsausgezeichnete und Invaliden.

Auschwitz: Die hiesigen Kranken hatten eine gute Krankenkost, dreierlei Diäten, wurden gut gepflegt, und plötzlich kamen sie ins Gas.

Was man tat, was man vermutete, war falsch, nichts konnte man mit Sicherheit annehmen, jetzt so und im nächsten Moment schon ganz anders. Verzweifelt tappte man im Dunkeln, sah nirgends einen Ausweg.

Ob all dies nun beabsichtigt war oder nicht, jedenfalls hatte es eine verheerende Wirkung auf uns und bestärkte jedweden Selbstbetrug. Wurde etwas als Fakt hingestellt, so konnte man dem sofort etwas anderes gegenüberstellen, was es widerlegte. Es war ein richtiges Katz- und Mausspielen, so virtuos, daß es einem fast imponieren konnte. Es ging eigentlich alles von den primitivsten Voraussetzungen aus und war eben deshalb stark in seiner Wirkung.

Wir hatten schon viele Gesichter gesehen, eines häßlicher als das andere, aber die richtige Fratze, die sollte sich uns noch zeigen und

uns mit ihrem Grinsen fast um den Verstand bringen. Wohl dem, der nie gesehen, nie sehen mußte, was sich hinter Menschengesichtern verbergen kann.

Ein süßes, zartes Frauengesicht — verzerrt zu lustvollem Genießen an den Qualen Hilfloser, Ausgelieferter.

Das Gesicht einer ausgeglichenen Matrone — aufgerissen von tobender Gier nach noch mehr Schmerzzufügen.

Ein ruhiges, edles Gesicht — steinhart, grausam kalt wird es bei jedem Flehen gepeinigter, gehetzter Menschen.

Eine endlose Reihe solcher Verwandlungen ziehen an mir vorüber in schreckensvoller Deutlichkeit. Ich habe Angst vor Menschen — ich habe vor nichts solche Angst wie vor Menschen. Wie gut oder wie böse sie werden können, dafür gibt es kein Maß, keine Basis, keine Sicherheit. Die Lebensumstände und Erziehung sorgen gewöhnlich dafür, daß keines von beiden ins Maßlose wachsen kann; außer bei denjenigen, wo es überdurchschnittlich entwickelt ist, da bricht es die Schranken, Helden oder Verbrecher. Hier aber waren keine Verbrecher, die zu Helden wurden, keine Helden: Kleine Beamte, Handwerker, junge Mädchen, Frauen, die ganze Bosheit, die ihnen innewohnte, hätte sich unter anderen Umständen höchstens in Tratsch, Übervorteilen, Tyrannei im Familienkreise und dergleichen ausgelebt.

Ich habe Angst — ich habe Angst vor der Zukunft, denn daß dies alles geschehen konnte, daß es andere zuließen, zulassen mußten, eröffnet unheimliche Perspektiven.

(Fortsetzung folgt)

NOTIZEN ZUM ZEITGESCHEHEN

«Denk ich an Deutschland in der Nacht, bin ich um meinen Schlaf gebracht.» — Dieses Bekenntnis stammt von Heinrich Heine. Wir möchten annehmen, daß es in den letzten Wochen vielen guten Deutschen ebenso gegangen ist, sofern sie nämlich ihre Zeitung lasen.

Der entlassene Schriftsetzer

Da fand sich zum Beispiel ein Bericht über einen wackeren Schriftsetzer, der Tag für Tag